

„Bestattet mich am Kreuzweg,“ sprach er leise, „ohne Zeichen und Aufschrift, ohne Platte und Grab. Das ist mein letzter Wille.“

Dann verstummte er. Von seinen Lippen ertönte nur noch ein leises Vogelgezwitscher. Er rührte sich nicht mehr. Die Wand hinter ihm war aber geschwunden und die Mönche sahen einen dunkelblauen, vor Tiefe fast schwarzen Himmel, an dem wie ein dichter Regen wunderbar schöne Sterne fielen und in dem Gesimmer der Lichter wurde in unermesslicher Ferne die weiße Gestalt des Erlösers sichtbar, in seinem Antlitz den hellen Abglanz heiligen Lächelns; er winkte und durch die fallenden Sterne und über den Weg, der nicht mehr mit Dornen, sondern mit Lilien bepflanzt war, schwebte Samkos Seele, lieblich wie Vogelgesang, weiß wie ein Strahl, beschwingt wie ein Adler.

Die ganze Nacht verbrachten die Mönche im Gebet. Am Morgen bekleideten sie den Körper desjenigen, dessen Seele bei Christus weilte, mit einem weißen Gewande und bestatteten ihn am Kreuzweg, wie Samko es gewünscht hatte. Sie erinnerten sich des himmlisch-reinen, traurig-ergreifenden Lächelns, mit dem er seinen letzten Wunsch geäußert, und traurig fragte einer den anderen, warum dieser von Gott geliebte, von der Welt nicht anerkannte Mensch diese Ruhestätte gewählt. Sie errieten es nicht. Sie errieten nicht, daß er es darum so gewollt, weil er im letzten Augenblick seines irdischen Daseins blitzartig sein ganzes Leben und dessen Bedeutung erkannt hatte. Sein Wille war's, daß auch nach seinem Tode auf seinem Herzen ebenso herumgetreten werden sollte, wie es ihm sein Leben lang geschehen. Denn alle die Füße, welche mit harten Schlägen über sein Herz stampften, schlugen unbewußt Funken aus diesem Herzen, Funken der Liebe, die in seinem Innern ein Licht entzündeten, das durch die Nacht seiner Leiden den Dornenweg beleuchtete, der ihn in das Paradies geführt!



Udalbert Stifter in seinen Briefen.

Von Dr. Johannes Eckardt.

Das liebe, sympathisch behagliche Bild von Udalbert Stifter wird durch eine nähere Kenntnis seiner Briefe nicht unwesentlich ergänzt. Der Inselverlag hat in seiner „österreichischen Bibliothek“, die wir im großen und ganzen als eine sehr verdienstvolle Tat ansprechen dürfen, ein Bändchen „Udalbert Stifters Briefe“ herausgegeben, das Richard Smekal nach wohlüberdachter Auswahl feinsinnig zusammenfügte. Es ist so recht geeignet, uns jene Vertiefung der Physiognomie des Sängers vom „Hochwald“ zu ermöglichen.

Stifter hat seine Briefe gewiß nicht im Hinblick auf eine spätere Veröffentlichung geschrieben, wenn er auch selbst an Gustav Heckenast im Jahre 1866 schrieb: „Da ich nun einmal in die Öffentlichkeit geraten bin, und da es jetzt eine schöne Sitte wird, die, denen man in ihren Werken etwas gut geworden ist, auch in ihrem Leben näher kennen lernen zu wollen, so ist es wohl keine Voraussetzung von großer Unbescheidenheit, wenn ich vermute, daß es jemanden nach meinem Tode beikommen könnte, Briefe von mir drucken zu lassen.“ Wenn Stifter seinem Vorgesetzten gegenüber dieses Thema anschlug, so bestimmte ihn hiezu lediglich die Sorge, seine Briefe könnten in einer Auswahl veröffentlicht werden, die auch das Unbedeutende, das „was sein Wesen nicht besonders aufhebt“, aufnehmen würde, und so „einen Kreis von Inhaltslosigkeit um ihn zöge, der geeignet wäre, sein Leben entscheidend zu trüben.“ Er wollte nichts verheimlichen; „aber wie das Bild großer Männer sogar durch den Eifer der Veröffentlichung ihrer Tüchte verwischt und vernebelt worden ist, so dürfte es mit einem kleinen Manne, an dem aber doch manche Anteil nehmen, umsomehr der Fall sein.“ Was uns Stifters Briefe so wertvoll macht, hat er uns eigentlich selbst gesagt, wenn er schreibt: „Wenn ich, wie mich der jetzige Fürst Colloredo heißt, ein Definitionsmagazin bin, d. h. einer, der auf Folgerichtigkeit sieht, so könnten in den Briefen Empfindungen und Ansichten enthalten sein, an welchen ein weiterer Kreis von Menschen Anteil nähme und vielleicht, da diese Briefe unmittelbare Lebenszeichen sind, ein größerer Kreis als für meine Werke, die ich nur mittelbar lebte und erst machen mußte.“

Zunächst mag es uns interessieren, aus Stifters Briefen ein genaues Bild seines äußeren Lebens, seines Charakters, seiner Wirksamkeit im öffentlichen Leben zu ergründen. Hieher gehört eine Stelle aus seinem Schreiben an G. J. Richter vom 21. Juni 1866: „Sehr bald entwickelte sich in mir eine Liebe für das Wundervolle und Hohe, und ein Widerwillen für das Gegenteil, was mich in meiner ersten Jugend öfter zu überschwänglichem Anschließen oder überschwänglichem Aburteilen hinriß. Dabei wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich. Sehr bald trat sie mir auch in der Kunst und in der äußeren Natur entgegen, wie ich denn kaum im zehnten Lebensjahre durch die Schöpfung von Haydn in ein ahnungsreiches, wonnenvolles Wunderland versetzt wurde und oft schon damals die schönen Linien und die Färbung unserer Wälder betrachtete. Im zwölften Lebensjahre kam ich in die Benediktinerabtei Kremsmünster in die lateinische Schule. Dort hatte ich über eine außerordentlich schöne Landschaft hin täglich den Blick auf die blauen Alpen und ihre Prachtgestalten,

dort lernte ich zeichnen, genoß die Aufmerksamkeit trefflicher Lehrer, lernte alte und neue Dichter kennen und hörte zum erstenmale den Satz: Das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche in dem Kleide des Reizes dargestellt; das Göttliche aber sei in dem Herrn des Himmels ohne Schranken, im Menschen beschränkt; aber es sei sein eigentlichstes Wesen und strebe überall und unbedingt nach beglückender Entfaltung als Gutes, Wahres, Schönes in Religion, Wissenschaft, Kunst, Lebenswandel. Dieser Spruch, so ungefähr oder anders ausgesprochen, traf den Kern meines Wesens mit Gewalt, und all mein folgendes Leben, ein zweiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Wien, Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft, im Umgange mit Menschen, in Amtstätigkeit führten mich zu demselben Ergebnisse; und jetzt im neunundfünfzigsten Jahre meines Lebens habe ich den Glauben noch; aber er ist mir kein Glauben mehr, sondern eine Wahrheit, wie die Wahrheit in der Mathematik; ja noch mehr, denn die Wahrheit in der Mathematik ist nur das unseiner Verstandesgesetz entsprechende Gesetz; diese Wahrheit aber ist unbedingt, oder Gott ist nicht Gott. Ich kam also ganz natürlich dazu, diesen meinen Seeleninhalt auch oft unbewußt auszudrücken, und da ich, ich weiß nicht wie, eine Art Dichter wurde, auch hierin. Als Dichter kann ich mich nicht hochachten; wie weit stehe ich hinter den Männern des Altertums und der neueren Zeit zurück, die uns so erhabene Gestaltungen gegeben haben; aber das Hohe der Menschheit, das Edle, und, sagen wir es, das Göttliche suchte sich aus mir zu den Menschen hin auszulösen. Und ob dies in einigem Maße gelungen ist, das ist mir nicht gleichgültig, ja es ist mir Lebenserfüllung.“

Diese Zeilen zeigen uns schon, wie tief Adalbert Stifter seinen Beruf als Dichter erfaßte, worauf wir ja noch Gelegenheit haben werden, zurückzukommen. Sie offenbaren uns auch das kindliche Gemüt des verträumten Sängers der Herrlichkeit Gottes in der Natur; dieses Gemüt wird entzückend lieb charakterisiert durch die paar Sätze, die er als Sechziger, als er zur Erholung in Kirchschlag war, seiner Gattin schrieb: „Nun will ich sehr ernsthaft sein. Freilich muß ich mir allerlei und mitunter närrisches Zeug vormachen, um es hier nur noch aushalten zu können. Noch immer liegen 14 Äpfel da; aber doch nur mehr 14. Als ich Dir den vorigen Brief schrieb, waren es 21, das ist doch noch ein Trost, morgen sind es nur mehr 13, und endlich wird es doch nur mehr einer sein, und wenn ich diesen gegessen habe, erhebe ich ein Jauchzen. Ich will ein Mann sein, und will aushalten, was ich mir vorgenommen habe, und sollen mich tausend Gefühle so groß wie Elefanten hinabziehen. Ist aber der Rarsamstag da, dann sollen mich aber auch zehntausend Elefanten nicht hier halten können. Ich fahre hinab, selbst wenn Mühlsteine von dem Himmel fielen.“

Dieser kindlich sonnige, weiche Mensch wich harten Lebensproblemen aus; nicht nur als Dichter, sondern auch für seine eigene Person. Es ist, als mühte er sich stets, den Traum seiner idealen Seele in sich wach zu halten, ganz ihm und aus ihm zu leben. Geldfragen, so schwer sie ihn oft auch bedrückten, waren ihm innerlich entschieden fremd. Vielleicht litt er darunter; man mag dies aus einer Aeußerung schließen, die er Heckenast gegenüber 1865 tat: „Ich las dieser Tage im Wilhelm Meister, den ich mir mitgenommen hatte: „Er erkundigte sich nach seinem Vermögen, und es schien ihm nunmehr sonderbar, daß er sich so lange darum nicht bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller Menschen sei, denen an ihrer inneren Bildung viel gelegen ist, daß sie die äußeren Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen.“ Mir stürzten in meiner jetzigen Weichheit die Tränen in die Augen, und ich sagte zu meiner Gattin: „Hier steht meine Lebensgeschichte.“ Man hat das Gefühl, als hätte ihm Goethes Wort die Gewißheit gegeben, daß sein Leben doch kein verfehltes war.

Wir begreifen auch, daß Stifter sich in seinem Berufe als Schulmann nicht wohl fühlen konnte. Er hatte eine gar hohe Auffassung von der Bedeutung und den Aufgaben der Schule, von den inneren Forderungen, die wahre Bildung erfüllen mußte; daß sie durch das, was seine Gegenwart als Ziel vor Augen hatte und was schließlich in geänderter Form auch unsere Tage anstreben, bitter enttäuscht werden mußte, verstehen wir. Wie er darunter litt, verraten uns seine Zeilen an Heckenast: „Das Ideal der Freiheit ist auf lange Zeit vernichtet. Wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer, den anderen können alle Mächte der Erde nicht dazu machen. Es gibt nur eine Macht, die es kann: Bildung. Darum erzeugte sich in mir eine ordentlich krankhafte Sehnsucht, die da sagt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“, denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Menschwerdung in erleuchtete Hände legt, kann allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie. „Unsere Schule wird eben die Uebung sein“, sagte ein Freund. „Ja,“ antwortete ich, „mein Knabe muß schwimmen lernen, dazu muß er ins Wasser, also werfe ich ihn von der Brücke in die Donau.“ Ich habe diesen Sommer durch so vieles Schlechte, Freche und Unmenschliche und Dumme, das sich dreist machte und für Höchstes ausgab, unsäglich gelitten. Was in mir groß, gut, schön und vernünftig war, empörte sich, selbst Tod ist süßer als solch ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit und Kunst, Göttliches nichts mehr ist, und jeder Schlamm und jede Tierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervorzubrechen; ja nicht bloß hervorzubrechen, sondern zu terrorisieren. Das Tier kennt nicht Vergleich mit dem Gegner, sondern nur

dessen Vernichtung. Sind diese Menschen frei? fragte ich oft. Früher lag der Stein der Polizei auf ihren Lastern, jetzt treten dieselben auf, und die Besitzer werden von ihnen zerrissen. Sind sie frei? Darum gibt es nur das einzige Mittel: Bildung.“

Stifter wollte gerne „in Unterrichtssachen arbeiten“; aber seine Pläne waren „nicht flicken, sondern organisch belebend und beseelend zu erzeugen“; er wollte gerne „sein Blut hergeben, wenn er die Menschheit heben könnte, wie er sie wünschte“. Aber sein heißes Mühlen prallte zunächst schon an dem ab, woran schon manch idealbeschwingter Flug sich die Flügel abstieß, an der Unbeweglichkeit eines verknöcherten Systems. Wir verstehen seinen Seufzer: „Unter einem Minister arbeiten, der die Weite und Größe rein menschlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menschheit zusammenfaßt und sie als Endziel der einzelnen Strebungen hinstellt, welche Seligkeit! Etwa Grillparzer? Er fällt mir immer dabei ein. Um einen solchen Mann dann die beigearteten Kräfte gruppiert, daß sie ihn begriffen und die Teile ausfüllten — welch ein schönes Bild! Aber dann müßte es kein Unterrichtsministerium geben, das immer mit den anderen abdankt, sondern eine Unterrichtskommission (oder dergleichen), die bleibt. Ich habe einen ganzen Plan über Volksschulen (Unterricht, Fachschule) und Erziehung (Humanitarische) ins Detail ausgearbeitet. Meine jetzige Lage ist sehr schlecht, alle Bestrebungen sind im Augenblicke unmöglich.“ Wie Stifter über die Bedeutung des Unterrichtsministeriums dachte, das erhellte aus einem Briefe, den er an Adolf Freiherrn von Kriegs-Au schrieb, als man seinen Freund in dieses wichtige Amt berufen hatte: „Ich segne den Minister, daß er diese Wahl getroffen. Ich kann Ihnen meine Freude darüber nicht genug beschreiben. Es können was immer für Geschäfte in einem Zeitpunkte dringender sein; heiliger aber, menschlicher und unmittelbarer ist keines als das über Kultus, Unterricht, Kunst. Es ist das Höchste im Staate. Und wie es das Geistigste ist, so ist es auch das Innerlichste; und der vollendete Staatsmann, der unfehlbarste Geschäftsmann kann seine Aufgabe nicht lösen, wenn er nicht ein warmes Herz und ein tiefes Gefühl für Schönheit, Güte und Größe hat.“

Es wäre sehr angezeigt, wenn ein wahrer Schulmann einmal all den Plänen und Anregungen Adalbert Stifters nachginge, die er auf diesem Gebiete sozusagen in den Wind gesprochen hat; es müßte einmal von Stifters Lesebuch die Rede sein, für das wir heute noch — wie wenige haben es überhaupt einmal in der Hand gehabt — zumindest, was seinen geistigen Unterbau anlangt, Stöße ähnlicher „moderner“ Versuche opfern dürften. Stifters Bedeutung als Pädagoge wird immer noch unterschätzt; das beweist allein schon die Tatsache, daß auch das so

hervorragende „Lexikon der Pädagogik“ (das erst kürzlich bei Herder in Freiburg abgeschlossen wurde) keine Zeile über den Schulmann Stifter brachte.

Adalbert Stifter war von dieser hehren Auffassung des Wertes und der Aufgabe der Schule so durchdrungen, daß er für sich mit den tatsächlichen Verhältnissen keine Kompromisse schließen konnte und daher unerträglich schwer an seinem Berufsleben litt. Denken wir nur an die Worte, die er Heckenast schrieb: „Lieber, teuerster Freund, wenn Sie nur wüßten, wie mir ist. Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glascherben, das Sohlenleder, die Rorkstöpfe und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all das Wüste wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, große Götter stehen; aber wenn ich dann in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereit, die ich mir in das Haupt laden muß. Dies ist das Elend, nicht die wirkliche Zeit, die mir das Amt nimmt. Könnte ich diese Zeit verschlafen oder die Amtsdinge ohne Teilnahme des Herzens abtun, zu welchem schönem Grad der Ruhe es viele Beamten bringen, so hätte meine Dichtkunst nichts verloren; aber das ist's, wenn eine Kirche zur Scheuer gemacht wird, so steht ihr das Predigen in ihr übel.“ Stifter erkennt, daß unter diesem Joch auch seine Schaffenskraft alt Dichter litt. Seinem Verleger gestand er: „Hätte ich nur Zeit und hätte das Amt nicht!! Oft — oft sagt mir mein Inneres, ich hätte nicht umsonst gelebt, ich würde doch etwas machen, was fortlebt und fortwirkt. Stoffe und Gedanken häufen sich im Haupte, sie pochen und drängen zur Ausfuhrung; aber dann fehlt die Zeit, und die Gemeinheit der täglichen Vorkommnisse und die Kläglichkeit der Menschen, mit denen ich zu tun habe und denen ich nicht aus dem Wege gehen kann, trübt die Hoheit der Stimmung. Vielleicht wird man einmal diesen Brief lesen und die im Mutterleibe getöteten Kinder bedauern, dann wird es zu spät sein, wie es bei Kepler zu spät war, der auch in diesem unseligen Einz lebte, und wie es bei Mozart zu spät war. Ich bin kein Kepler und kein Mozart; aber wenn meine bisher veröffentlichten Arbeiten etwas wirkten, so bin ich doch etwas; denn ich weiß es, daß diese Arbeiten mein Mindestes sind, und daß Tieferes in der Seele schlummert, das nur nicht erweckt werden kann, weil es mit holden Stimmen und göttlichen Klagen gerufen werden muß, jetzt aber nur mißtönige Fuhrmannsleute ihm in die Ohren kreischen.“

Diese tiefe Auffassung der Aufgabe der Erziehung wuchs aus Stifters ernster sittlicher Lebensanschauung überhaupt, die sich in seinen Briefen vor allem dort kundgibt, wo er sich über das

Wesen der Kunst, über ihre Voraussetzungen, ihre Bestimmung im Weltensplan Gottes, ihre innersten Gesetze, ihre über das bloß Ästhetische hinauswachsenden Werte äußert. Ihm war die Kunst etwas unantastbar Heiliges; es schmerzte ihn tief, daß auch schon zu seiner Zeit die Menschen sie zur Dirne erniedrigten. Er schrieb an die Schwester Eichendorffs: „Ich werde nie mehr unwillig werden, wenn Sie die Erde ein Jammertal nennen, sondern werde höchstens mit Bescheidenheit bestrebt sein, Ihnen diesen traurigen Gedanken auszureden, obwohl ich selber nun schon nahe daran komme, die Menschen ein klägliches Geschlecht zu heißen, wenn ich ihre Verschwendung, ihre Genussucht, ihre Sinnlichkeit sehe, und besonders, wenn ich erfahre, wie sie das Heiligste, was der Mensch als irdisches Gut besitzt, die Kunst, durch Seichtigkeit, durch Schwulst oder gar durch Laster schänden. Aber es gibt noch immer große, reine, einfache Herzen, die im großen Babel nicht irre werden und die Lärmpropheten nur als lächerlich erkennen.“

Er litt darunter, daß es Menschen gibt, die in der Kunst auch dem Unsitlichen einen Platz einräumen möchten; so sagt er zu Heckenast: „Denn nur das Reich des Hohen und Wahren zu verbreiten, ist mein Streben, und zu wissen, daß doch einiger Nachhalt in meinen Schriften enthalten ist, der solche Menschen in dieses Reich zieht oder darin befestigt, ist mir wohlthuend, sowie auch die Kritiken, die gerade den edlen Teil meiner Schriften angreifen, mich nur darum schmerzen, weil in ihnen das Unsitliche zutage tritt, und es mir widrig ist, nicht, daß ein Unsitliches in der Welt ist (das wird immer sein), sondern, daß es noch Geltung im Höchsten, was der irdische Mensch hat, in der Kunst, beanspruchen will. Wären noch mehrere Menschen wie ich, nur mit größeren dichtenden Kräften, dann würde dieses Gewürm an ihnen sterben, wie die Regenwürmer an der Sonne vertrocknen, und das Wort Grillparzers würde wahr werden, daß aus Oesterreich die Wiederherstellung deutscher Dichtkunst ausgehen müsse.“ Für ihn steht die Kunst „höher als alle Welthandel“ da, für ihn ist sie „nebst der Religion das Höchste“, für ihn sind „gegenüber ihrer Würde und ihrer Größe die eben laufenden Dinge nur törichte Kaufhandel“, für ihn ist sie das „größte irdische Heiligtum“. Deshalb ist er in seinen kritischen Urteilen strenger als solche, die sie als ergötzenden Luxus betrachten.

Für Stifter ist das künstlerische Schaffen eine Gnade Gottes, die Offenbarung des Göttlichen. Wunderschön schreibt er an Piepenhagen: „Der Künstler hat jenes Ding in seiner Seele, das alle fühlenden Menschen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzückt, und das keiner nennen kann. Manche heißen es Schönheit, Poesie, Phantasie, Gefühl, Tiefe usw., usw.“

aber das sind alles nur Namen, die das Ding nicht bezeichnen. „Nenns Glück, Herz, Liebe, Gott,“ sagt Goethe — ich möchte es wohl das Göttliche nennen, das große und leuchtende Menschen überhaupt offenbaren, teils als Charakter, teils in Handlungen, und das den Künstler in dem darstellt, was er hat, in reizenden Gewandungen. Wer es besitzt, wen Gott damit gesegnet hat, der prägt es in allen Dingen aus, in allen Stoffen, er befeelt sie damit, und wären es die Kleinsten, z. B. daß ein Mann und eine Frau aus dem Nebel hervorgehen, daß der Mond aus dem Nebel scheint, daß er eine Brücke beleuchtet, und daß daneben ein dürrer Stamm steht. Wer es nicht hat, der fühlt dessen Mangel nicht, er sucht die Wirkung im Stoffe, er häuft den Stoff, er erzielt nichts, wie halsbrechende Dinge er auch verübt. Daher kommt es, daß solche Menschen so gerne in Absonderlichkeiten verfallen und so unsäglich viel Malerei gebrauchen. Der Künstler findet mit seinen Formen auch seine Stoffe, und er findet sie sehr leicht, weil sie ihm überall begegnen. Wer dieses ungenannte Ding nicht hat, kann es nicht lernen, wer es hat, der wirkt damit, selbst wenn er in jenen eben genannten Handwerksdingen einigen Mangel hätte; aber er darf darauf nicht stolz sein, weil es ihm der liebe Gott gegeben hat, nur dessen Entwicklung kann sein Verdienst sein.“

Deshalb sollen nach seiner Ueberzeugung „die Charaktere der Menschen“ in einer künstlerisch vollendeten Erzählung „etwas Höheres sein, das den Leser über das gewöhnliche Leben hinaushebt und ihm einen Ton gibt, in dem er sich als Mensch reiner und größer empfindet.“

Er selbst sieht sein Schaffen nur in diesem Zusammenhange; es ist sein heiligster Wunsch, über die bloß künstlerische Wirkung hinaus sein Lebenswerk jenem sittlichen Ideale opfern zu dürfen. Er freut sich, daß „die tiefe, sittliche schöne Absicht seiner Bücher auf die niedrige, unmoralische Richtung der Tagesliteratur hinauf die so erfreuliche Wirkung tut“. Er sieht in seinen Werken nicht nur „Dichtungen“; sie sind ihm „sittliche Offenbarungen“, sie haben für ihn „einen Wert, weil sie mit strengem Ernste die Menschenwürde bewahren“; dieser Wert wird bei „der elenden trivialen Literatur seiner Zeit länger bleiben als der poetische“. In diesem Sinne sind sie ihm „eine Wohltat der Zeit“, ein „patriotisches Werk“. Der echte Dichter ist ihm ein „Hoherpriester der Menschheit“; er will „guten Menschen eine gute Stunde bereiten, Gefühle und Ansichten, die er für hohe hält, mitteilen, sie an edleren Menschen erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind; er will das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen, das nicht nur häufig aus der Literatur, sondern auch aus dem Leben zu verschwinden droht, ausbreiten und in einer nicht ganz unschönen Gestalt vor die Leser

treten lassen.“ Er ist überzeugt, daß der „Same des Reinen, Hochgesinnten, Einfachen auch aus seinen Schriften in die Herzen geht“ und er fragt sich, „wer weiß, ob sie nicht mithelfen, einmal einen großen, unendlichen Geist der höher ist als Goethe, Schiller und alle, in seiner Jugend von dem Eklen, Widerwärtigen, Zerrissenen abzu ziehen, der Ruhe und Einfachheit zuzuwenden und ihm umso früher Raum zu geben, zu seinen Schöpfungen zu schreiben, die das Ergötzen und Staunen der Welt sein werden“. Als ihm Louise Stifter schrieb, sie sei durch seine Schriften zum Teil erzogen worden, sah er darin „den schönsten Lohn“ für sich: er „geizte darnach, daß ihm edle Herzen zugehen“; Ruhm war ihm „gleichgültig und Streben darnach völlig fremd“: „Ich weiß, wie sehr meine Schriften fehlerhaft sind, wie weit sie hinter meinem Willen bleiben, und darum ist es mir Freude, wenn ich doch durch sie manche Blume in manchem Herzen blühen sehe; denn das Hohe, das Schöne ist es, was sie darstellen möchten.“

Diese Einstellung seiner Lebensarbeit auf ein im Höchsten ruhendes Ziel brachte ihm auch immer wieder die Unzulänglichkeit seiner Kraft zum Bewußtsein. Stifter war ein stets Ringender, ein nie mit sich ganz Zufriedener. Das war nicht lediglich die Folge ästhetischer Feinhörigkeit; das war viel mehr. Er wußte genau, daß nur die „Mittelmäßigkeit und die vollkommene Schwachheit mit sich zufrieden sind“. So schreibt er einem Maler: „Je höher der Künstler strebt, besonders wenn er mit dem Herzen strebt, und der echte Künstler strebt stets mit dem Herzen, desto tiefer empfindet er die Herrlichkeit der Natur, sei's Landschaft, sei's Menschenseele; dieses Empfinden gestaltet sich in ihm zum Ideale, und je größer er selber wird, desto größer ist sein Ideal; darum kann er es nie erreichen, weil es mit seinem Wachsen immer selber wächst. Und hätte er es einmal erreicht, so hätte sein Schaffen ein Ende; denn er hätte ja nichts mehr, wonach er streben sollte. Es hat aber bei dem großen Künstler keine Gefahr; der erreicht es nicht. Wenn Sie einmal ganz und gar und vollkommen zufrieden sind, dann haben Sie wahrscheinlich Ihr erstes schlechtes Bild gemalt.“

Stifter weiß auch, daß es zunächst nicht auf den Stoff ankommt, wenn das Kunstwerk geboren werden soll; das Wesentliche ist die Größe des schaffenden Menschen: „Darum ist auch der Stoff so gleichgültig, wenn nur der Mensch sein großes Innere dadurch zu entfalten vermag, und darum sucht gerade die Armut des Innern die allergrößten Stoffe auf und wird auch alle Male von dem Stoffe herabgeworfen; denn sie weiß nie, was der Stoff heißt. Der große Künstler zittert vor dem großen Stoffe, weil er seine Größe erreichen zu können verzagt.“

Auch in einzelnen Fragen des künstlerischen Schaffens hat sich Stifter ein tiefes Verstehen erarbeitet; es ist nicht nur an sich und für die Betrachtung seiner eigenen Werke interessant, diese verstreuten Äußerungen etwas zusammenzufassen, sondern diese ergründenden Erkenntnisse für Probleme künstlerischer Arbeit eines so feinen Dichters, dessen Werke einen Höhepunkt künstlerischer Kultur darstellen, fördern die Schärfung des kritischen Auges überhaupt. Dem Kritiker Schücking wirft er vor, daß er sich nie auf den Standpunkt des Werkes stellt, „der eben nur aus den Merkmalen des Werkes hervorgeht“, sondern an dem Werke nur den Stoff sieht. „Da er die Tiefe der Schönheit nie schaut, so sind seine Kritiken kalt und seine eigenen Sachen verzerrt, da er, welcher die einfache Größe des natürlichen Menschenherzens nicht kennt, immer, um Wirkung zu machen, nach äußerem stofflichen Zeugs greift, das er womöglich sehr absonderlich und abenteuerlich und ganz besonders verrückt macht, damit es nur wirke.“ Das organische Werden ist auch für Stifter eine Grundbedingung reifer Kunstwerke; er redet einmal von den Gedichten eines jungen Talentes und meint, sie würden „sich in musikalischen, bloß sehr subjektiven Zuständen ergehen, welche häufig nicht gewachsen, sondern gemacht wären“ und „daher meist trotz der hoch hinaufstrebenden Worte kalt sind“; er vermißt an ihnen „die innere Ganzheit“, sie seien „nur ausgedacht, nicht unbewußt aus seinem Inneren geblüht“. „Der Jüngling hat noch nicht die Gestaltungskraft, sein eigenes Innere auszuprägen, daher greift er nach himmelstrebenden Worten, er hat noch nicht die Lebenskenntnis, daher bringt er statt der sittlichen Höhen und erhabenen Größen des Lebens seine absonderlichen Träume und meint immer, er habe sich und das Leben in den Gedichten gegeben, während er es nur gewollt hat und in dem Leser das nicht erzeugt, was in ihm selber bei seinem Dichten war. Das Merkmal eines Kunstwerkes aber ist einzig das, daß es im Leser jede Stimmung aufhebt und seine hervorbringt.“ Seine Werke sollen selbst „organisch gegliedert“ sein; nicht zusammengefügt, so daß „Handlungen im Buche nebeneinander liegen, deren eine einmal die letzte ist“. Er selbst ließ seine Werke in sich werden; je tiefer er sich in die Geheimnisse der Natur einfühlte, desto höhere Ehrfurcht hätte er vor dem organischen Wachsen. Die paar Zeilen, die er an Freiherrn von Brenner schrieb, mögen für sein Arbeiten charakteristisch gewesen sein: „So lieg ich oft stundenlang unter wehenden Föhren oder blätternden Birken und lese nichts als mich selber, d. h. ich denke und jage den scheckigsten Bildern nach und mache Gedichte, mit denen ich mir abends die Pfeife anzünde. Wann wird denn einmal dieser Vulkan ausbrennen?“ Adalbert Stifters Briefe bergen noch manchen Schatz. Wenn es nicht zu weit führte und den engen Rahmen dieses Essays,

der nur das Bild des Dichters selbst vertiefen wollte, sprengte, müßten wir noch aus seinen Briefen seine literarischen Urteile hier anführen, berichten, was er über die Zeit der Klassiker dachte, wie er sich über Schiller, Goethe, Grillparzer, Eichendorff äußerte, wie er gegen die Jungdeutschen auftrat, um schließlich zu erwähnen, wie er unter den Ereignissen des Jahres 1848 litt, wie er unter dem traurigen Geschehne Oesterreichs nach Königgrätz wie „vernichtet fast verzweifelte“. Aber das führte schließlich zu weit und fast sträubt man sich, diesen idyllisch behaglichen k. u. k. Hofrat unter historischen Ereignissen zusammenbrechen zu sehen, ihn, den man eher als einen bedächtigen Genießer des Lebens in Erinnerung behält, für den viel bezeichnender als ein staatspolitisches Bekenntnis die Zeilen an seine Gattin gewesen sein mögen: „Haslinger brachte mir Wecken, Strizel und Wein und das Liebste, einen Brief von dir; habe Dank, tausend Dank für die herzlichen Worte desselben. Sende mir vier Flaschen Wein und ein Schächtelchen schwefelfreie Zündhölzchen. Vom Kalbsbraten oder der Taube habe ich dir geschrieben. Auch ein paar Fläschchen Bier wären nicht überflüssig, es wird wieder klar und sehr gut. Gib der Botin etwas zu essen;“ für ihn, der fast manchmal den Eindruck erweckt, als wäre er stille, heimelig einem Bilde Spitzwegs entstiegen, um sich und seinen „andächtigen Lesern“ zu verraten, welch ein Herz er für Gottes Herrlichkeit in der Natur habe, als wollte er absichtlich von den gärenden, stoßenden, heißen Kräften seiner Gegenwart wegschauen, um selig in sich lächelnd, sich und uns sagen: „Seit fünfzehn Jahren bin ich ein Raktuszüchter, und Sie ahnen kaum, von der märchenhaften Schönheit ihrer Blumen abgesehen (nicticalus, uranus, hexaedrophorus), was für wunderbare Gefühle es mir oft gab, wenn ich die Unendlichkeit der Mannigfaltigkeit und Schönheit der Stacheln an einigen hundert Arten mit der Lupe durchmusterte“

o o o

Nach dem Sturm.

Von Leo Sternberg.

Der Sturmwind ist zur Nacht hinaufgeflogen
zu andern Welken — mit gestelltem Flügel.

Die Wolken haben sich verzogen ...

Ein Stern steht überm Hügel.

Das Lamm am Pflöcke legt sich knieend nieder.

Sein Silberschellchen — das im Sturm verschollen —
jetzt, wo es Nacht wird, tönt es wieder ...

Das Mondlicht wandelt über Ackerhollen.